

benutzten Barometers ist die von uns ermittelte Höhe nur ein Näherungswerth, da unzweifelhaft schon der Umstand das Resultat modificirt, dass Marocco ein heisses Continentalklima hat, Mogador aber durch den Passat gekühlt wird.

(Schluss folgt.)

Am Cooper Creek.

Von

Dr. E. Jung.

1. Die Erde.

Unter den zahlreichen Steppenflüssen, die den wasserarmen Boden Australien's durchfurchen, ohne das Meer zu erreichen, ist wohl der, welcher als Thomson, Barcoo River oder Cooper Creek bekannt ist, der bedeutendste. Den ersten Namen führt er in seinem oberen Lauf, den zweiten im mittleren und den letzten auf der unteren endlichen Strecke, ehe und nachdem er sich in zahlreiche Arme spaltet und dem grossen Salzsumpfe des Eyresee zuwendet. Schon als Barcoo in seiner nord-südlichen Richtung breitet er sich über weite Ebenen in verwirrender Weise aus, so dass oft das Hauptstrombett von den Nebenflüssen nicht zu unterscheiden ist, ja oft irren die kleinen, sich nach allen Richtungen verzweigenden Wasserfurchen so labyrinthisch durch die Ebenen, dass von einem Flusse die Rede kaum sein kann. Wo sich der Lauf nach Westen wendet, wird das Strombett markirter, die Gewässer begnügen sich mit einem Hauptcanal oder verzweigen sich doch in mässiger Weise, bis zur grossen Bifurcation auf südaustralischem Gebiet, wo der stärkere Arm sich nach Nordwesten wendet, während der schwächere, zuerst in unzähligen, seichten Wasserbahnen, später als enger, oft flacher, kaum erkennbarer Kanal unter dem Namen Streleccki Creek nach Süden dem Salzsee Blanche zufliesst. Dieser grosse Steppenfluss Australien's wird nur in seinen ersten Anfängen durch kleine, spärlich fliessende Quellen gespeist, sein ganzer übriger Lauf ist auf die periodischen Regen angewiesen, die zuweilen mit tropischer Heftigkeit niederstürzen. Aber die Wasserfluthen müssen ebenso den durstigen, in weiten Rissen klaffenden Boden tränken, sie müssen unzählige, kleine Nebenarme und Lachen füllen, und eine Fluth, die sich am oberen Barcoo ergiesst, hat einen weiten Weg zu wandern und viel von ihrer Fülle zu spenden, ehe sie geschwächt

den unteren Cooper hinunterrollen oder wohl gar den Ueberschuss in Eyre- und Blanchesees werfen kann. Eine Wasserfluth, die im Jahre 1865 fiel, brauchte sechs Wochen, ehe sie 70 englische Meilen zurücklegte.

Schnell wie die Wasser kommen, verrinnen oder verfliegen sie in die Lüfte, von der heissen Sonne aufgesaugt. Einzelne Wasserbecken bleiben, durch lange oft meilenweite Strecken geschieden, und auch die Erscheinung des Weiterfliessens durch durchdringliche Zwischenschichten hört auf, denn der Cooper fliesst nicht zwischen Sand und sandigen Lehmwänden hin, die Scheidewände der Lachen bestehen aus zähen schwarzen Thonmassen, die ihre Gewässer in undurchdringlicher Schale fest halten. Da ruhen sie allmählich schwindend und laugen den salzigen Boden aus, bis sie tiefer sinkend sich in Brackwasser wandeln, das unter den Gluthstrahlen der Sonne zur starkgesättigten Soole wird, bis endlich der letzte Wassertropfen verdampft und das Bett mit weisser Kruste überzogen daliegt, ein wunderbares Bild in jenen fast tropischen Regionen. Ein Schneefeld, eine Schneegrube möchte man meinen, wäre die Sonne nicht gar zu heiss.

Aber weit haben jene Wolken zu wandern, welche den Regen spenden: von dem Stillen Ocean her über die Scheidewände des australischen Gebirges an der Ostküste, über die weiten Ebenen des Riverina-Gebiets und die dürren Höhenzüge, welche die Flussläufe des Warrego, Paroo und Wilson tränken. Der Regen kommt meist aus Südost. Das englische Sprichwort: *it never rains but it pours*, es regnet nie, es giesst nur, gilt wenn irgendwo ganz sicher in der Coopergegend. Sie ist ja, wie ich schon angedeutet, für ihre Wasserzufuhr in der Regel auf den Oberlauf angewiesen, aber regnet es einmal, so verwandelt sich in kürzester Zeit das ganze breite Stromthal in einen fluthenden Riesensee, aus dem inselgleich hier und da sandige Rücken emportauchen. Wie hoch zuweilen hier die Wasser gestiegen sein müssen und mit welcher Macht sie daherkommen, lässt sich aus den Massen von Treibholz erkennen, welche an Bäumen aufgehäuft liegen; zuweilen ist ein mächtiger Eucalyptenstamm hoch oben zwischen die Aeste eines grünen Baumriesen eingezwängt. Erwägt man nun, wie schwer selbst im trockenen Zustande das Holz der Eucalypten ist, so mag man das Ungestüm des Wassers berechnen.

Und doch ist es nicht die grosse Neigung der Ebene, welche dem Strom seine Geschwindigkeit und seine Macht giebt. Im Gegentheil, es ist der Fall sehr unbedeutend, und zwar in so hohem Grade, dass einzelne Arme rückwärts zu fliessen scheinen; es ist vielmehr der

plötzliche massenhafte Niederschlag, der sein Gleichgewicht sucht und auch in vollkommen ebenem Terrain die gleichen Wirkungen hervorrufen müsste.

Das Land, das der Cooper durchschneidet, ist einförmig im höchsten Grade und ganz ähnlich den Ufern des Darling, des Lachlan, des unteren Murrumbidgee, nur in seinem Deltagebiete von jenen verschieden. In seinem Deltagebiete! Denn so nennt man gewöhnlich jenen Theil des nordöstlichen Süd-Australiens, der zwischen den Armen des Creeks eingeschlossen liegt. Eine zu verwerfende Bezeichnung! Man lasse sich dadurch nicht irreführen! Wenn man unter dem Namen Delta die Ablagerung erodirter Gesteinmassen versteht, welche ein Fluss in seinem Laufe bis zur Mündung getragen und dort niedergelegt hat, so ist jenes von Salzseen und Flusscanälen des Cooper eingeschlossene Dreieck ein Delta nicht zu nennen. Um eine solche Ablagerung zu bewirken, müssten ungeheure Strömungen stattgefunden haben, und bei den bestehenden meteorologischen Verhältnissen konnten diese nicht sein. Die Fluthen des oberen Cooper erreichen den See wohl nie, wenn sie nicht durch Regengüsse am unteren Laufe unterstützt werden, ihre Kraft wird in den Zweigen und Seitenkanälen verbraucht. Die Wassermassen haben sich eben ihr Bett zum Eyresee noch nicht genügend ausgearbeitet und sie werden es nicht thun, sie kommen zu selten, im unteren Laufe zu spärlich. Auch ist ein grosser Theil des eigentlichen Delta geologisch ein wesentlich anderer als der oberhalb gelegene Lauf. Während dieser aus schwarzen Letten besteht, die von mässigen Sandhebungen durchsetzt werden, sind dort zum grössten Theil Hochebenen von hellbraunem Boden, bedeckt mit rothem, kieseligem Gestein, Quarz und Sandstein-Fragmenten, oft über ganze Flächen dicht zusammengepresst, sodass die Ansiedler von diesen Strichen als der macadamisirten Gegend sprechen, wo die Vegetation oft nur ein Zehntel bedeckt. Dort, wo sich der Cooper theilt, sind es Reihen von kolossalen Sandrücken, die seinen Lauf nach Westen sperren und ihn auf eine Strecke nach Norden senden. Mit ermüdender Regelmässigkeit ziehen sich diese rothen Rücken von Nordost nach Südwest, steil nach Westen zu abfallend, doch mit sanfterer Senkung nach Osten. Es ist diese Erscheinung wohl aus der Richtung der Winde zu erklären, welche in jenen Gegenden vorherrscht. An den Ufern des Cooper sind diese Rücken niedriger, breiten sich aus, nehmen mehr den Charakter von Hochflächen an. Zwischen die Sandhügel, Sandstriche schieben sich schmale und breitere Ebenen von schwarzem zähem Thonboden ein, unwegsam, wenn sie vom Regen erweicht werden, von fussbreiten tiefen klaffenden Spalten zerissen, wenn die Feuchtigkeit verflogen ist. Wo sich der zähe Thon mit dem Sande vermischte, da ist der beste Boden zu finden, da sprosst

das Gras am üppigsten, da wachsen die vorzüglichsten Bäume. Zuweilen haben sich ganze Flächen so gebildet. Rechts und links vom Cooper ziehen niedrige Höhenzüge hin, wüst und unfruchtbar. Die meist losen, steinigen Abhänge sind mit kümmerlichem Strauchwerk hie und dort bestanden. Einmal tritt hart an der südaustralischen Grenze eine niedrige Gruppe von Schiefergestein dicht an das rechte Flussufer heran. Und hier sehen wir die Unterlage, auf welcher das Alluvium und Diluvium ruht; wir sehen es freilich auch an den tieferen Stellen des Creeks, wenn die Wasser verdunstet sind und der kahlgewaschene Boden zu Tage liegt. An jenem Felsenufer und in der Tiefe des Bettes sind allein die Steine zu finden, die man fast sowohl auf den rothen, sandigen Erhebungen als auf den schwarzen Thonflächen vergebens sucht. Hier holt sich der Schwarze seine grobkörnigen Mahlsteine, wenn nicht das Wasser zuvorkommend sie ihm gebrochen und geglättet zu Füßen legt.

Wenn am stillen heißen Sommertage in der Ferne am Horizonte flimmernde, sanft wogende Wasser im dämmerigen Blau zu leuchten scheinen, umkränzt von schlanken emporstrebenden Stämmen, leise die Kronen bewegend, Gaukelbilder, das Mirage der Wüsten, dann steigen aus der Ebene riesige Sandhosen auf und eilen in brausendem Wirbel dahin, alles, das sich ihnen in den Weg stellt, niederwerfend, zerknickend, emporreissend. Vom breiten Flusse aus sich zuerst verschmälernd dehnen sie sich oben zur dunkelrothen Wolke aus, durch welche die Sonne mit unheimlichem Scheine glüht, wenn sie vor ihrem Antlitz vorüberziehen. Solche Sandwirbel erfüllen den Eingebornen mit Grauen. Wie der Araber in den Sandpfeilern der Sahara böse Geister der Wüste zu sehen meint, deren man nicht habhaft werden kann, weil sie unablässig in Bewegung sind, so glaubt auch der Australier, dass in diesen tobenden Massen sich eine feindliche, übermenschliche Macht berge, die dem Menschen nachstelle und ihm in froher Schadenlust seine Wohnung zerreiße, seine Habseligkeiten entführe, ihn selber an Leib und Leben beschädige, wenn man sie nicht beschwöre. Oder die heißen Winde des Nordens wehen, siroccoartig mit ihrem heißen Athem alles Flüssige in die Lüfte verdampfend; dann steigt in feinsten Partikeln der rothe Staub hoch zum Himmel empor, und weit hinauf ringsum scheint der Horizont wie mit dichter, düstrer Decke umhüllt zu sein, als stände ein Sturm im Anzuge; nur hoch über uns leuchtet das tiefe, monotone Blau des australischen Himmels, den leider nur solche Wolken trüben. Denn Monate vergehen oft, ehe ein Tropfen vom Himmel fällt, ehe auch die Nächte den Thau dem lechzenden Boden spenden, der ja freilich seiner wirksamsten Leiter, der Pflanzen, beraubt ist.

2. Die Pflanzen.

Arm und einförmig wie der Boden jenes Gebietes ist seine Flora. An dem oberen und mittleren Laufe des Wilson bedecken sich die rothen Flächen aus sandigem Lehm noch mit dichtem Gehölz von schlanken rothrindigen Eucalypten, den biegsamen und zähen Yellow-jackets des queensländer Kolonisten, auf den steinigten Erhebungen wachsen vereinzelt Blutholzbäume, *Eucalyptus corymbosa*, hier und dort schimmert die weisse Rinde der *Baeckea utilis*, deren frischgrünes Laub zerrieben einen citronenöartigen Geruch giebt, neben der dichten Krone und rauhen Rinde des Beefwoodbaumes, so benannt, weil die Fasern seines Holzes grobfaserigem Rindfleisch ähnlich sehen; auf den Flächen längs der Strombetten schliessen sich die dunklen Gidjas mit dichtbelaubten Kronen zu kleinen Gruppen zusammen, die mit ihrem tiefen Schatten in jenen lichten, schattenlosen Gegenden zur Ruhe laden, wie auch ihr giftiger Hauch die Nase beleidigt. Ueber die Ufer der Creeks und oft im Bette selber, mit ihren Wurzeln und Zweigen dem Wasser zustrebend, knorrige Eucalyptenstämme mit glatter, hell-schimmernder Rinde und spärlichem Laub, schon von Ferne erkennbar; sie sind es, die jene schwarzgrünen Linien durch die baumlosen Ebenen ziehen, welche von Wasserläufen, wenn auch periodischen, sprechen. Und sie reden eine Sprache, die der Reisende zu lernen hat. Mit brauner rauher Rinde am Stamme bekleidet, nur an den oberen, feineren Zweigen in weisse Decke gehüllt, sagen sie uns, dass ihnen das lebengebende Element nur selten zufliesst; mischt sich unter die dichte Schaar hier und dort ein stattlicher Geselle im weissen Kleid von Kopf bis Füssen, so wissen wir, hier sind die natürlichen Reservoirs, die nur selten fehlen; und sind endlich die Ufer mit mächtigen Stämmen geschmückt, die hoch vom Boden aufsteigen, ehe sie die knorrigen Aeste weit hinaussenden, blinkt uns überall die weisse Rinde entgegen, dann sind wir an einem jener Becken, die tief und weit und lang, seenartig sich ausbreiten und selbst die längsten Dürren überdauern. An solchen Stellen schliessen sich zumeist dünnstämmige, schlanke Wattles, *Acacia pycnantha*, zu kleinen Dickichten zusammen, in die sich wohl auch die australische Orange, *Triphasia glauca*, verliert. Auf den offenen Ebenen schießt das Känguruh-Gras, *Anthisteria australis*, zu mächtiger Stärke und Höhe empor, in kleinen abgeschlossenen Gruppen dicht zusammenhaltend. Die flachen Bodenvertiefungen bedecken sich mit den kleinen graugrünen, behaarten Blättchen des Ardu oder Nardu, *Marsilea hirsuta*, und hier und dort leuchten die röthlichen Blumen der Darlingerbse, *Swainsona Grayana*, an hohen starken Stengeln. Auf den welligen rothen Sandhügeln trägt die *Nitraria*

Billiarderi eine bei den Eingebornen beliebte Frucht, da wächst auch das *Santalum persicarium*, dessen Rinde geröstet eine Liebesspeise der Australier ist.

Und diese beiden letzten Pflanzen wie das Nardu und die australische Orange sind von den Baumarten die einzigen, welche hier nährnde Stoffe geben. Wie wenig eigentliche Nährstoffe das eine, das Nardu, enthält, erfuhren wir durch das Schicksal von Burke und Wills, die bei reichlichem Vorrath davon langsam verhungerten. Was die Erde sonst noch giebt, sind die Saamenkörner der Gräser, die zwischen Steinen zerrieben werden, und die Wurzeln, welche der Boden reichlich birgt. Eine Art Pfeffermünze und Spinat wird gleichfalls genossen. Die Stengel einer Staude, Pitire genannt, dienen den Bewohnern als berauschendes Reizmittel, eine vereinzelt erscheinend auf dem australischen Festlande.

Der schwarze Boden der periodisch überschwemmten Flächen trägt fast nichts ausser *Polygonum*, das in dichten, blätterlosen Büschen die Wasserlachen besäumt oder solche Stellen, wo sich Wasserläufe gebildet haben würden, wenn die Beschaffenheit des Landes es zugelassen hätte. Hier und dort hebt sich wohl mitten aus dem kaum durchdringlichen Gewirr der schwächliche Stamm eines *Eucalyptus*; nur er und seines Gleichen gedeihen an solchen Stellen und lieben sie. An den Grenzen, wo sich Sand und Thon begegnen und vermischen, kriechen die Ranken und Blätter einer Art *Muckia micrantha* hin. Hier auch stehn zuweilen in Büscheln die dunkelgrünen Stengel des *Juncus maritimus*; aber der schwarze Thonboden trägt nur hier und dort eine vereinzelt Pflanze mit dürrer Strohstengel.

Nichts Traurigeres kann gedacht werden, als die Ufer des Cooper zur Zeit der Dürre, die Monotonie des düstern Graugrün der Bäume, die Wälder von verdorrten *Hibiscus*stengeln an den Ufern, auf den Flächen das trockene Gras, auf den Sandhügeln zerbröckelnde braune Gewächse. Dann rollen wohl auch vom Winde getrieben ungeheure Ballen von trockenen, losgerissenen, dornigen „*Roley Poley*“-Büscheln tanzend dahin, eine sonderbare Erscheinung, bei deren Anblick das scheu gewordene Pferd in wilder Hast das Weite sucht, und stürzen endlich zur Ruhe kommend in das enge, wasserlose Bett eines Creek, um ihren Vorgängern Gesellschaft zu leisten.

Der aufgespeicherte Saft der Bäume vermindert sich trotz der schützenden, dicken Rindendecke, trotz der starken Epidermis der lederartigen Blätter, und mit Gekrach stürzen von den knorrigten Stämmen die langgestreckten Aeste und zerschellen am Boden in tausend Stücke. Darum hüte sich, wer in der heissen Mittagsstunde den Schatten eines

Baumes aufsucht! Der erfahrene Eingeborne zieht sich die niedrigen, jüngeren Bäume und Büsche vor.

Aber als wäre das magische Wort gesprochen, so verwandelt sich das unfreundliche Antlitz der Erde in wenigen Tagen, wenn in dem Sommer der Regen fällt. Im Nu spriesst es und blüht es aus dem Boden hervor, wogt und rauscht von hohem Gras und Kräutern und leuchtet und glänzt mit rothen, violetten und gelben Blumen und Blümchen, wächst zu Wäldchen von Hibiscus auf, an den Stämmen klettern Kennedyn empor, und zwischen gelbblüthigen Polygonumbüschen spriesst das Gnaphalium, die Immortelle Australien's.

3. Die Thiere.

Die Fauna dieses Gebietes ist arm an Arten, selbst wenn die Fluthen Hauptstrombett und Zweige füllten und aus den schlummernden Fischkeimen eine zahlreiche Brut weckten, wenn Regengüsse die Sandhügel und Thonflächen der Ufer tränkten und zu neuer schöpferischer Thätigkeit befruchteten und neue Nahrung schufen, aber sie gleicht einer Einöde, in der jeder Laut verstummt, wenn diese Segnungen dem dürstenden Lande versagt wurden. Der Huf des Pferdes, das den Reiter durch das niedrige Buschwerk an den Uferändern trägt, scheucht kaum die kleine schwarze Eidechse aus den zerbrechenden Zweigen, zwischen denen sie umherschlüpfte; über die weiten, schwarzen, vom Sonnenbrand zerrissenen Ebenen huscht hier und da vielleicht ein abgemagertes Paddymelon, eine scheue Känguruhmaus, auf den versiegenden Lachen schwimmt hier und dort ein Taucher, in der Luft hoch oben kreist beutespähend ein einsamer Geier. Nur zwei Wesen scheinen unverwüthlich zu sein, die Fliege und die Ameise. Ueberall begegnen wir den Zügen dieser rastlosen Arbeiter, die mit Baumaterial, mit Vorräthen beladen dem Neste zueilen oder zu neuer Thätigkeit suchend ausrücken, oder bei ungewohntem Geräusch wachsam und drohend an den Oeffnungen ihrer Wohnungen heraus schauen. Von dem fast zolllangen, rothen „Soldaten“ der Kolonisten mit seinen gewaltigen Fängen bis zu dem kleinen, übelriechenden, schwarzen Insect, das in zahllosen Schaaren sich auf alles Essbare stürzt und dem Reisenden zur grössten Plage wird, sind sie in den verschiedensten Grössen und Gestalten vertreten. Und die Fliegen heften sich an unser Pferd und unsere Kleider, sie drängen sich hinter unsern Schleier, mit dem wir sorgfältig unser Gesicht verhüllten und verleiden uns die knappe, einfache Mahlzeit, wenn wir rasten. Wenn endlich mit der sinkenden Sonne diese Plagegeister sich zur Ruhe begeben haben, dann wacht aus Büschen- und Wasserlachen ein neuer Feind auf, der uns den

ersehten Schlummer raubt. Das sind die Moskitos. Nicht die gefährlichen riesigen Blutsauger des südlichen Amerika's, aber gross genug und mit scharfer Waffe, um ihre Gegenwart recht empfindlich fühlbar zu machen.

So sind sie in der dünnen Zeit. Hat aber Fluth und Regen den Boden getränkt, so erstehen diese Plagegeister alle in tausendfacher Zahl, und mit erhöhter Gier werfen sie sich auf Menschen und Thiere. Auch an dem heissen Sommertage rasten sie nicht. Vergebens sucht das müde Pferd im Schatten des Baumes auszuruhen, Schaaren von Fliegen und Moskitos sind seine unausgesetzte Qual, bis unter den Stichen seiner winzigen, unerreichbaren Verfolger die Haut des armen Thieres aus unzähligen Wunden sich mit Blut bedeckt. Der Mensch schützt sich durch das einzige Mittel, das ihm bleibt, den Rauch. Wo sich Rinderherden finden, da ist die erste Sorge des Reisenden, wenn er sein einfaches Lager aufschlägt, den trocknen Dung der Thiere an den Stellen zu sammeln, wo sie zum Wasser zu kommen pflegen, und einen Vorrath für die Nacht neben seinem Lager aufzustapeln. Und indem er nun zwischen vier solcher glimmenden Häufchen sich niederlegt, kann er hoffen, sich der Ruhe zu erfreuen, bis der sich ändernde Luftzug dem draussen harrenden, summenden Tross einen Zugang erlaubt, und dann ist es mit der Ruhe wiederum vorüber. Noch andere nicht so häufige, aber gefährlichere Feinde finden sich dann auch, die Tausendfüsse mit ihren scharfen Fängen und gelblichweisse Skorpione mit spitzem, giftigem Stachel. Aber auch zu dieser fruchtbaren Zeit findet sich die Klasse der Säugethiere nur spärlich vertreten. Die grossen Arten mangeln ganz. Hier leben keine Känguru, nur drei oder vier kleine Beutelratten vertreten die Sippe. Doch die Eidechsen werden zahlreicher, von dem grossen, bis 1 Meter langen Iguana bis zu dem kleinen schwarzen, helläugigen, zolllangen Geschöpfe, das unter der Rinde der Bäume nistet, finden sich mannichfache Vertreter. Emu laufen in Trupps über die weiten Ebenen oder lassen im Ufergebüsch ihren eigenthümlichen, dröhnenden Ruf hören. Aber vor allem sind es die Bewohner der Lüfte, welche die Oede in eine lebensreiche Landschaft wandeln. In zahllosen Schaaren ziehen sie herbei. Der Himmel verdunkelt sich, wenn abends Wolken von bronzefügligen Tauben sich zum Ufer der Creeks und Billabongs schwingen, auf den stillen Gewässern schwimmen schnatternd Züge von braunen Enten, und durch die seichten Lagunen stolzirt zwischen Rohr und Schilf der silbergraue Reiher. In den Kronen der hohen Bäume schillert zwischen dunklem Grün das Rosenroth und Grau des *Plicolophus Roseicapillus*, nicht so lärmend und kreischend wie seine weissen Brüder, von denen sich nur

selten der Inka-Kakadu (*Plicolophus Leadbeateri*) einfindet. Hier und dort lässt der Flötenvogel (*Gymnorhina leucmata*) seinen Ruf ertönen, über die grünenden Ebenen und Sandhügel huscht im schnellen Fluge das grünschillernde Völkchen der Wellensittiche (*Melopsittacus undulatus*) und der Nymphen oder Cockatoo parrots (*Nymphicus N. Hollandiae*).

Das bunte, vieltönige Leben dauert, so lange die Wasser bleiben; schwinden sie, so zieht auch das muntere, befiederte Volk hinweg südwärts zum Blanche, zu den Schluchten und Quellen des Flindersgebirges. Dann verstummen alle Laute der Thierwelt, nur das Geheul des Dingo tönt schauerlich durch die Einöde, wenn er mit dem Anbruch der Nacht sich aus dem Lager aufmacht, um seine kärgliche Beute aufzusuchen. Denn auch in den traurigsten Zeiten ist der australische Wildhund am Cooper Creek zahlreich vertreten. Es ist, wie schon erwähnt, von animalischer Nahrung keine grosse Auswahl, aber die Thiere behelfen sich mit Wurzeln und Knollen, und wenn einem unter ihnen etwas zustösst, so fallen die andren schnell über ihn her und verschlingen ihren Gefährten. Sie sind gar gefährliche Feinde für die Schafe und, was ich selber zu meinem Schaden erfuhr, auch für die Rinder, denn sie stellen den jungen Kälbern mit grosser Beharrlichkeit nach. Wenn eine Kuh dem Kalben nahe war, so folgten ihr wohl drei oder vier, einestheils um die Nachgeburt zu verschlingen, dann aber hatten sie es auch auf das junge neugeborne Kalb abgesehen. Denn während ein oder zwei die Mutter zu entfernen wussten, stürzten sich die andern auf das Junge und erwürgten und zerrissen es. Diese grossen, röthlichgelben Thiere zeigten bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihnen nicht die geringste Furcht; ruhig kamen sie heran, starrten neugierig auf uns, und mancher fiel von unsern Kugeln, ehe sie die Gefahr kennen lernten.

4. Die Bewohner.

Es war eine ungewöhnliche Veranlassung, die mich in jene Gegenden brachte. Heute ist das Land völlig occupirt, vermessen (wenn auch in rohester Weise) und verpachtet an Heerdenbesitzer, die dort, wie es scheint, gute Geschäfte machen. Aber damals war der Cooperfluss noch eine ultima Thule, zu der nur Forschungsreisende gelangt waren. Doch war er mehr genannt, als mancher andre näherliegende Fluss, das tragische Geschick von Burke und Wills hatte ihn mit dauerndem Interesse bekleidet.

Ich war damals am Devalla Creek stationirt, südöstlich vom Wilsonflusse. Wie viele andre hatte auch ich gemeint, dass jene

Zeiten, von denen die ältesten Kolonisten warnend sprachen, lange Perioden der Dürren, in denen alle Wasser verdampft, alle Vegetation verdorrt und die einheimische wie die eingeführte Thierwelt umgekommen, dass jene traurigen Existenzphasen von den Kolonien durch die Ansiedelung glücklich überwunden seien. Jene Gefahren waren nicht mehr zu fürchten, und der Squatter drang unaufhaltsam, erst mit Rinder-Heerden, dann mit Schafen weiter und weiter vor. Das Suchen nach Weideplätzen war eine Beschäftigung, der Verkauf dieser Erfahrungen eine Erwerbsquelle von mehr als einem unternehmenden australischen Pioniere geworden. Man glaubte an eine Wandlung des Klima's, an einen fortdauernden, wenn auch mässigen Niederschlag.

Das Jahr 1865 zerriss diese Illusionen mit rauher Hand. Der Regenfall seines Vorgängers war in den inneren Districten ein schwacher gewesen, nun schlossen sich die Schleusen des Himmels hermetisch, den ewigklaren Himmel bedeckte kaum eine Wolke. Die Gewässer versiegten, bald waren die letzten Spuren von geniessbarer Vegetation selbst bis auf die Wurzeln vertilgt und die Ebenen bedeckten sich mit den Leibern der sterbenden Heerden. Die wenigen Wasserlöcher wurden durch ihre Verwesung vergiftet. In den Höhlen und Schluchten der ferner liegenden Höhenzüge verendete die einheimische Thierwelt.

Der einzige Handelsplatz für jene Gegenden war Fort Bourke. Hier besass ein Deutscher, namens Becker, ausgedehnte Stores, in denen alles zu haben war, was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung und zu seinem Putze dienen kann — from a needle to a sheetanchor — wie der Matrosenausdruck, auch vom Squatter adoptirt, in Australien lautet. Zwischen ihm und mir lag eine weite Einöde, in der sich nur einzelne Oasen am Paroo, am Warrego erhalten hatten, Polizeistationen und Postämter zugleich, zu denen alle 14 Tage einmal ein mässiger Vorrath von Briefen, aber ein desto reichlicherer von Zeitungen und Monatsheften durch die Reitpost von Bourke aus gebracht wurde. Aber sonst war der Verkehr geschlossen. Die Wolle, welche mit Lebensgefahr der Leute und der geduldigen Zugochsen auf schweren Karren nach Bourke geschickt wurde, verfaulte unter freiem Himmel, denn die Storekeeper weigerten sich dieselbe in ihre Lagerhäuser aufzunehmen. Denn cui bono? Den seichten Darling, den man auf zu Tage liegenden Riffen trocknen Fusses überschreiten konnte, befuhren längst keine Dampfer mehr, und der Werth der Wolle hätte die Fracht über Land nach Sydney nicht aufgewogen.

Wir waren völlig isolirt, am Wilson noch ein paar Nachbarn, drüber hinaus niemand. Und nun fingen die Wasserlöcher am Devalla Creek an zu versagen. Die mit vielen Kosten erbauten Dämme standen

nutzlos da. Die Bassins, welche sie bilden sollten, waren leer. Die Frage, wohin gehen, um den Rindern und Schafen das Leben zu retten, trat mit jedem Tage näher an mich heran. An einen Rückzug war nicht zu denken, die Brücke zum Darling war zerstört, die einzige Rettung lag nach dem Innern zu. Für die 12000 Schafe war bald Rath geschafft. Ein langgestrecktes tiefes Wasserloch am Wilson, ein Billabong, eine Abzweigung desselben, bot sich für sie, aber Schafe und Rinder vertragen sich nicht nebeneinander: wo das Schaf weidet, will das Rind nicht bleiben, und ich musste weiter gehen. Der einzige Platz war am Cooper. Zwar lag eine weite wasserlose Strecke von zerrissenen schwarzen Flächen und steilen rothen Sandhügeln zwischen ihm und uns, zwar hausten dort zahlreiche Stämme von Eingebornen, die unsre Ankunft nicht mit Freude begrüßen würden, aber der Versuch musste gemacht werden.

Er wurde gemacht und er gelang. Unter unzähligen Schwierigkeiten, unter eigener Lebensgefahr durch Wassermangel, durch die vor Durst rasenden Thiere, die beinahe ihre Rückkehr nach den verlassenem Tränken über unsre Leiber erzwungen hätten, — aber wir gelangten doch zum Ziele. Nie kann ich das Gefühl der Erlösung aus grosser Gefahr und des Triumphes über das glückliche Gelingen eines selten gewagten Unternehmens vergessen, als ich bei dem taghellen Mondlichte einer mühevollen, heissen Februarnacht die düstre dämmerige Linie erblickte, welche uns den Cooper bezeichnete. Ein lautes, herzliches Hurrah schallte wohl zum ersten Male durch diese Einöden.

Der Pfad, welchen die Kameele der unglückseligen Expedition in den weichen Boden gedrückt hatten, war, noch immer deutlich sichtbar, nicht selten ein Führer gewesen. Auf meine Leute machte er einen melancholischen Eindruck, den unsre missliche Lage noch intensiv steigerte; am Cooper konnten wir in den hinterlassenen Merkmalen die Geschichte lesen. Das düstre Grün und die braune, rauhe Rinde der niedrigen Bäume, welche den Platz umringen, an welchem die vom Golf von Carpentaria Zurückkehrenden so bitter enttäuscht wurden, als sie, am Rendezvous angelangt zu ihrem Schrecken das Depot verlassen fanden, der schwarze, durchfurchte Boden, die Todtenstille ringsum, das alles waren passende Züge und Farben zu dem Bilde, das uns vor die Seele trat. Wir zogen den Fluss weiter hinunter. An einem herrlichen, seeartigen Becken des Stromes schlugen wir unser Lager auf. Mächtige Eucalypten besäumten hier das hohe, südliche Ufer, während drüben ein grossartiger Quarzsandsteinfelsen die Aussicht abschloss. Die Rinden der Bäume trugen die Anfangsbuch-

staben aller derer, die vor uns den Creek besucht hatten. Nicht viele, aber in der Geschichte Australiens wohlbekannte Namen.

Nur ein kleines Zelt hatten wir mit unsren spärlichen Vorräthen auf den Packsätteln unserer Pferde herübergenommen. Der Boden war zu rauh, zu unwegsam, als dass wir es mit einem Gefährt hätten wagen mögen. Das Zelt diente als Store, als Vorrathshaus. Freilich war es mit den Vorräthen schlecht bestellt; ausser Decken und Kleidern, ein und einem halben Sack Mehl, ein paar Säcken Zucker, eingemachten Früchten und Fischen und etwas Tabak nebst Zündhölzern war eigentlich nichts da. Und das Mehl war abscheulich. Wir hatten es von einem Ansiedler am Barcoo geborgt; Gott weiss, wie lange es bei dem schon gelegen haben mochte, seit er es von irgend welchem Händler bekommen, der es schlechterdings nur für Schweinefutter hätte verkaufen sollen. Die Hälfte bestand aus Maden. Eins der unentbehrlichsten Nahrungsmittel fehlte uns ganz, das Salz. Aus den Salzbecken in der Nähe brachen wir uns bald genug und die Fülle, aber wir fanden schnell, dass es unbrauchbar war. Das Fleisch unsrer geschlachteten Rinder verdarb, und getrocknetes Fleisch — jerked beef — mochte niemand essen. Aber der reichliche Vorrath, dessen wir nicht Herr werden konnten, kam nicht um. Wir waren nicht allein.

Unsre Ankunft war gewiss längst erwartet worden. Vermöge der den Eingebornen Australiens' eigenthümlichen Telegraphie durch Rauch und Feuer waren die rechtmässigen Herren der Jagdgründe, die ich für mein Vieh in Anspruch nahm, längst von meinem Vorhaben unterrichtet worden. Aber, als wir ankamen, war nicht eine Seele zu finden. Auch keine Spuren verriethen die Anwesenheit von Eingebornen. Und doch waren sie rings um uns und umspähten nächtlich unser Lager, ohne dass wir ihre Spuren sahen. Die Büsche, welche sie an ihre Füsse banden, fegten in dem weichen Boden ihre Fussstapfen völlig aus. Auch meine schwarzen Begleiter wollten nichts von ihrer Anwesenheit wissen, obschon sie sicherlich eher und besser die zerdrückten Salsolaceen und geknickten Sträucher gewahrten, auf die mich mein als erfahrener Buschmann bewährter Gehülfe, Swanhill Jack, sehr bald aufmerksam machte. Daher gab ich Ordre, dass sich niemand abends vom Lager entfernen solle, ohne es mir mitzuthemen, und beinahe wäre einer meiner besten Leute als Opfer seiner Unterlassungssünde durch eine Kugel meiner Tranterbüchse gefallen. Der nächste Morgen zeigte, wie nahe bei ihm der Todesbote vorübergeeilt war.

Aber endlich kamen sie. Wir hatten viel Fleisch wegzuwerfen, und die Schwarzen waren hungrig. Und was sie wohl gern gewollt hätten, das wagten sie nicht; an unsern Rindern mochten sie sich nicht

vergreifen, den scharfen Knall des Feuergewehrs und seine Bedeutung kannten sie recht wohl. Und sie hatten ohne Zweifel gehört, wie sich der Ansiedler in Queensland an denjenigen rächte, welche in seine Eigenthumsrechte eingriffen. Darum zogen sie es vor, endlich zu kommen. Vielleicht hatten ihnen unsre eigenen Schwarzen Muth gemacht. Obschon diese fast mehr von ihnen zu fürchten hatten, als wir selber, denn sie hatten nicht mehr Recht auf diesem fremden Grund und Boden als wir und sie schützte der Nimbus der Ueberlegenheit nicht, mit dem der weisse Mann dem schwarzen stets gegenübersteht. Wir hatten ein junges Rind geschlachtet, und da kamen sie. Zuerst ein paar junge Weiber, dann alte Männer und zuletzt eine ganze Schaar, alle begierig, etwas zu erlangen. Wir liessen einen jeden beschenkt abziehen. Es war nicht schwer, sie zu befriedigen. Kein Theil des Thieres wurde von ihnen verschmäht. Geduldig sassen sie auf der Erde im Kreise umher, bis die Vertheilung begann und zogen endlich beladen ab. Grosse Heiterkeit erregte ein ellenlanger, kerzengrader Schwarzer, wir taufte ihn sofort Soldat, der zuletzt abmarschirte, auf seinem eigenen Haupte das Rinderhaupt, von dem die Haut mit Füssen und Schwanz über seinem Rücken herunterhing. Der „Soldat“ sah nun noch kriegerischer aus als je und einem jener wilden, nordischen Streiter gleich, die ihr Haupt in ähnlicher Weise schmückten, als der Hörnerschmuck dem Mann noch eine Zierde und Ehre war.

Als Gegengabe brachten unsre schwarzen Tischgenossen uns mancherlei: Fische, Ratten, Eidechsen, Wurzeln, keine grossen Leckerbissen nach europäischen Begriffen, aber als Abwechslung bei dem ewigen Beefmenü ganz annehmbar. In Ermangelung von Thee versuchten wir den Nardusamen als Kaffee; auch eine Art Pfeffermünze, die am Creek wuchs, wurde probirt. Beide Versuche misslangen, ebenso wie der, welchen die rauchenden Mitglieder mit Eucalyptenblättern als Substituten für Tabak machten. Die Imagination dieser matter of fact Menschen war nicht mächtig genug, um ihnen über die unschmackhafte Wirklichkeit fortzuhelfen.

Ich hatte Musse und Gelegenheit genug, meine neuen Freunde näher zu beobachten. Denn mit der Zeit wurden sie recht zutraulich und zudringlich. Sobald die erste Scheu durch tägliches Zusammensein geschwunden war, hatten wir Noth genug, uns ihrer zu erwehren. Alles, was von uns weggeworfen wurde, nahm in der Regel der eine oder der andre hinweg. Glas und Glasscherben waren sehr gesuchte Artikel, zum Glätten und Zuspitzen der Waffen weit bessere Instrumente als die seltenen Quarzstückchen, deren man sich früher bediente. Anderes wurde wohl hinweggenommen, aber bald wieder fortgeworfen, Kleidungs-

stücke hatten keinen Reiz für diese Naturmenschen, denn hier ging alles im Sommer wie im Winter wie unsre Voreltern im Paradies. Die Abwesenheit von Kleidung jeder Art erklärt sich aus der Dürftigkeit der Thierwelt, die nur wenige Felle liefern könnte, auch sind die Tage selbst im Winter, der regenlosen Zeit, so warm, dass ohne einen Schutz sich auskommen lässt. Die einzige wirkliche Bekleidung, d. h. Bedeckung des Körpers besteht in den Schürzen aus Fellstreifen, welche die Männer und zwar die Hervorragenderen tragen, und kleinen handgrossen Schürzchen aus dichtmaschigem Netzwerk, welche die Frauen — doch auch nicht alle von ihnen — zu Zeiten anlegen. Gewiss dienen diese Fellschürzen der Männer nur zum Schmuck, sie sind eine Kostbarkeit, die nur bei Festen, auch zum Kampfe, angethan wird. Sie sind sehr kostbar, sie erfordern viele Arbeit und Mühe und sind ein Erbstück, das vom Vater zum Sohne geht. Denn es muss gar manches Thier erlegt werden, ehe sie fertig sind. Ein solches Unpa aus Wallaby (*Halmaturus*) ist aber bei weitem nicht so werthvoll, als ein Thippa, das aus den Schwänzen — bis über 300 — des *Belideus* besteht und in der That in (leider selten) reinem Zustande sehr schön in seiner schneeigen Färbung aussieht. Der ist gewiss ein mächtiger Jäger oder Krieger, der solchen Schmuck anlegen kann, wenn die Stämme sich zu grossen Festen vereinen oder die Krieger in den Kampf ausziehen. Ebenso hoch, vielleicht noch höher steht aber die bis 200 Meter lange Schnur aus Menschenhaar gesponnen, die man selten erblickt. Es liefert so mancher Kopf seinen Schmuck dazu her, auch der Gestorbenen Haar wird hinein gesponnen und so der Yinka eine besondere Kraft verliehen. Die Fähigkeiten der Todten wie der Lebenden, die ihr Haupthaar hergaben, sind in den Gürtel gebannt, sie gehen in den über, der ihn trägt, und verleihen ihm eine erhöhte Kraft. An dem Gürtel hängt die Wurtawurta, ein Büschel aus schwarzen Emufedern, die zottigen Haare hält das weissgefärbte Tschangu, ein Kopfband aus Pflanzenfasern zusammen und den Arm schmückt das Unamunda, ein oftmals um den Arm gewundener Faden aus demselben Material. Die alten Leute von Gewicht und Einfluss setzen bei Festen und feierlichen Versammlungen die Wurdawurda auf, den Kranz aus Emufedern, der ihnen allein gebührt. Eine Muschel hängt wohl auch am Bande von Menschenhaar um den Hals oder schmückt die Spitze des nicht allzu langen und doch hochgeschätzten Bartes, denn verschieden von ihren Nachbarn im Westen, welche die Seiten des Gesichts von Haaren frei halten (sie reissen sie aus), noch verschiedener von den nördlicheren Stämmen, welche alle Gesichtshaare entfernen, lassen die Bewohner des Cooper alles wachsen was wachsen will;

der Vollbart ist ihnen eine Zierde. Auch das Haupthaar wird nicht angetastet, doch wächst es ebensowenig zu grosser Länge als der Bart. Jedoch bei gewissen Ceremonien als Zeichen der Trauer wird der Kopf ziemlich kurz geschoren, indessen trifft diese Tonsur in der Regel nur die Frauen. Die haben auch ihren Schmuck, nur wie es sich für sie geziemt, keinen so werthvollen, so anziehenden, denn die Frau steht tief unter dem Manne. Die Mundamunda, der Frauengürtel, ist nur aus Pflanzenfasern gesponnen, und die Kultrakultra besteht nur aus Binsenstückchen, die auf einen Faden gereiht sind. Die Frau spielt hier wie überall in Australien dieselbe traurige Rolle der Sclavin, die sich von ihrem Tyrannen jede Behandlung gefallen lassen muss, über die er in jeder Weise zu verfügen, die er ungestraft zu tödten vermag. Doch giebt es auch hier Fälle, in denen die Verhältnisse sich umkehren und der Herr zum gehorsamen Diener wird, und auch einem australischen Ehemann steht niemand gegen seine Xanthippe bei.

Während eines Aufenthaltes von mehreren Monaten war es mir leicht möglich, die Sitten und Gebräuche, den Character und die Sprache dieser Leute zu studiren. Um so interessanter war das Studium, als alle von mir früher beobachteten Stämme schon längere oder kürzere Zeit mit dem weissen Manne in Berührung gestanden und so manches von ihrer eigentlichen Urwüchsigkeit eingebüsst hatten. Hier aber war noch jungfräulicher Boden, auf den ich wohl vorbereitet trat und auf dem ich eine reiche Ernte machte. Das Verständniss war nicht schwer. Die Leute konnten den Dialect des Paroo und Warrego recht wohl verstehen. Wir halfen uns oft durch Zeichnungen, welche sie sehr geschickt in den Sand zogen und bald auf Papier darzustellen lernten. Den Lauf der Flüsse und Creeks, ihre Breite, die relative Höhe der Hügel, die Entfernungen bestimmter Punkte und ihre Lage zu einander gaben sie mit einer Genauigkeit an, die mich bei meinen ausgedehnten Excursionen nach Nordwesten und Norden nie im Stiche liess. Die Route von Burke und Wills, welche ich in der Golfrichtung weit verfolgte, erhielt ich theils von ihnen selber, theils von einem zufällig anwesenden Abgesandten des Munamuckaru Stammes am Daly River ganz exact, ihre Bezeichnungen der verschiedenen Lagerplätze sowohl Burke's als Mac-Kinlays trafen genau zu, wie auch die Personen ohne Nennung der Namen durch nicht zu verkennende, mimische Bewegungen deutlich gekennzeichnet wurden.

Sie waren in der That Kindern auffallend ähnlich. Alles sehen und anfassen, was ihnen neu war, und auch alles besitzen wollen, um es schnell, nachdem der Reiz der Neuheit abgetragen, wegzuwerfen und für etwas andres zu vertauschen. Leicht beleidigt, leicht versöhnt,

durch Freundlichkeit und Festigkeit ohne Schwierigkeit geleitet, durch Versprechen bald gewonnen, durch Nichterfüllung aber schwer gekränkt, mitleidig und freigebig, rachsüchtig und grausam, so erschienen sie uns bald zur einen bald zur andern Zeit. So lange sie uns als überlegene Wesen ansahen, deren Macht für den zu fürchten war, welcher sie antastete, kamen wir trefflich mit einander aus. Aber, dass wir nie von ihnen angegriffen wurden, auch als sie in hundertfacher Ueberlegenheit neben uns standen, verdankten wir wohl unsrer Wachsamkeit und der Furcht vor unsren Feuerwaffen, gewiss auch dem heilsamen, gewinnenden Eindrücke, den sie in ihrem früheren, stets zu ihrer Zufriedenheit ausfallenden Verkehr mit Forschungsreisenden von dem weissen Manne gewonnen hatten.

Wir fanden bald Gelegenheit, eine ausgebreitete Bekanntschaft der Bewohner des gesammten, grossen Cooperdistrictes zu machen. Denn eines Tages, es herrschte immer noch grosse Dürre, fanden sich von Nord- und Nordwesten her Hunderte von Besuchern ein, um auf der oft in gleicher Weise benutzten Stelle die Ceremonien zu begehen, welche den Regen vom Himmel herabrufen sollten. Sie waren von unsren Nachbarn, den eigentlichen Herrn der Jagdgründe, geladen worden. Frauen in Begleitung ihrer Pirraru, ihrer cavalieri serventi, waren abgeschickt worden, um die Zerstreuten zu versammeln. Wir hatten Gelegenheit, ihr ganzes Vorgehen zu beobachten, denn bei dieser Festlichkeit scheut man den Besuch der Fremden, auch der Weissen, nicht.

Die Männer entfernten sich etwa 5—600 Meter vom Lager, suchten einen freien Platz aus und gruben dort eine Vertiefung, 4 Meter lang, 3 Meter breit und etwa 1 Meter tief. Andre schleppten starke Klötze herbei und bauten aus ihnen, aus grossen und kleinen Zweigen und Gras eine kegelförmige Hütte mit schmalem, niedrigem Eingang. Zwei grosse Steine aus dem nahen Creek wurden in die Mitte gelegt.

Nun nahmen die alten Herren darin Platz, die jüngeren Männer setzten sich ausserhalb nieder, einer der jüngsten ging in's Lager, um die Frauen zu holen. Sie kamen, sahen schweigend den Bau an, schauten in das Innere der Hütte und entfernten sich in derselben Weise. Niemand sprach ein Wort. Sobald die Frauen in's Lager zurückgekehrt waren, riefen die Alten zwei junge, kräftige Leute heraus, unterbanden ihnen die Adern des Oberarms, und einer der Aeltesten, wohl der Bedeutendste, Einflussreichste unter ihnen, ergriff einen scharfen Stein und öffnete die Adern. Das Blut spritzte auf den dicht zusammengedrängten Haufen, während die Blutenden aus bereitgehaltenen Netzen Daunen Händevoll auf die andern warfen, die auf den benetzten Leibern anklebten.

Wieder erschienen die Frauen, um sich die nun mit Blut und Federn beklebten Männer anzusehen. Dann ergriffen die beiden, an denen man so operirt hatte, die Steine, trugen sie meilenweit hinweg und verbargen sie in den höchsten Zweigen der Bäume. Die Zurückbleibenden aber sammelten Scheiben von dem sogenannten Fraueneis, das in Mengen auf den fernen Höhenzügen lag, stampften und streuten das Pulver in die Wasserlöcher. Eins blieb zu thun: die Zerstörung der Hütte. Im Kreise herum stand die ganze Männerschaar und mit gesenktem Kopfe rannten sie auf dieselbe zu, zertrümmerten die trocknen Zweige, erschienen auf der andren Seite, kehrten zum Angriff zurück, bis nichts übrig blieb als die schweren Klötze. Diese fasste man beim Fusse, zog sie zurück, bis sie in einen unförmlichen Haufen zusammenfiel. Und dann ging es in's Lager zurück zum Tanz, der in jener Vollmondsnacht bis in den frühen Morgen dauerte. Die ganze Nacht dröhnte der Boden unter dem gewaltigen Stampfen der Tänzer und tönte zu uns der eintönige Lärm des Tactes herüber, den die Frauen auf ihren Mulden schlugen.

Ein junger, intelligenter Eingeborner, der schon durch alle Grade der Einweihung, auch den letzten, schmerzlichsten und sonderbarsten und nur in jenen Gegenden zu findenden, gegangen, erklärte mir, das umherspritzende Blut bedeute den Regen, die Daunen die leichten, die Steine die schweren, regenschwangeren Wolken, das Auflösen derselben und Zerfliessen werde durch das Zertrümmern der Hütte symbolisirt, durch das Fallen der Hütte der Fall des Regens. So verstand ich ihn. Der Gute Geist, Muramura, hat diese Ceremonien gesehen, er sammelt die Wolken und der Regen fliesst herab. Vielleicht aber auch nicht. Nun dann ist die Erklärung wie bei allen andren Ceremonien, Beschwörungen etc., die einen Zweck erreichen sollen, dieselbe. Ein feindlicher Stamm hat durch seine Gegen-Incantationen den Zauber zu Schanden gemacht.

Bei uns schien es fast, als wäre das Letztere der Fall. Viele Wochen waren verflossen seit jenem Feste, die Schwarzen hatten sich längst zerstreut, unsre Vorräthe waren fast ganz aufgezehrt, unsre Isolirung wurde immer vollständiger, wir verloren unsren nächsten Nachbarn am Wilson. Nur noch in weiten, weiten Zwischenräumen drang zu uns Kunde von der äusseren Welt, wenn Swan Hill Jack, mein bester und furchtlosester Stocknan (Rinderhirt) den weiten, einsamen Weg zur nächsten Station am Bulloo wagte. Und auch dort war man schon fast gänzlich isolirt. Alte Zeitungsblätter wurden nun mit Begier verschlungen, ein neues Buch wäre ein gutes Rind werth gewesen.

The longest lane has a turning, sagt ein englisches Sprichwort, d. h. nichts währt ewig. Einmal muss es anders werden. Und auch bei uns am Cooper wurde es anders. Der Regen kam endlich und, wie gewöhnlich in Australien, in Strömen. Wir retirirten auf die hinter uns liegenden Sandhügel oder Sandhochebenen, eine ziemlich ausgedehnte Strecke. Bald war ringsum alles in eine wogende Wasserfläche verwandelt und wir selber mit unseren Pferden waren auf einer Insel, abgeschnitten von unsrer Heerde, die in Haufen zerstreut hier und dort auf ähnlichen Inseln weidete. Die Blackfellows hatten sich verzogen. Die Wasser sanken bald wieder, aber noch immer waren wir auf unser Eiland gebannt, denn die schwarzen, durchweichten Flächen waren unpassirbar, und die vielen kleinen Creeks mit ihrem trügerischen Boden engten uns auf allen Seiten ein. Nun sollten wir unsre wilden Brüder von einer andren Seite kennen lernen! Von der höchsten Erhebung unsres Sandhügels hatten wir eine weite Rundschau, unser Blick beherrschte die Flussebenen hüben und drüben. Und so konnten wir denn sehen, wie eines Tages eine grosse Jagd angestellt wurde auf unsre Rinder, die sich in dem schlammigen Boden mit Mühe fortbewegen konnten. Die Jäger suchten sich das grösste Stück aus, denn sie waren gierig, unter ihren Holzkeulen und Speeren fiel endlich ein alter wohlgenährter Stier. Sie kamen indess bald zu besserer Einsicht und wählten sich jüngere Thiere. Aber nicht allein, dass sie das Vieh tödteten, sie zerhieben ihnen auch die Kniegelenke und Sehnen, warfen ihnen Speere in den Leib und waren auf alle Weise bedacht, sie zu vernichten. Wir mussten diesem Treiben von fern zusehen, auch der Knall unsrer Büchsen vermochte sie nicht mehr zu schrecken, sie sahen, dass wir sie nicht erreichen konnten und sie beantworteten jeden Schuss mit höhnischem Geschrei. Zu unsrem Trost wurden sie manchmal von dem geplagten Vieh, dem sie zu nahe kamen, in fühlbarster Weise in die Naturgeschichte dieser Thiere eingeführt, und endlich kam auch der Tag, an dem wir als die Rächer der Gefallenen aufstehen konnten. Der Boden war trocken genug, uns und unsere Pferde zu tragen.

Wir machten uns auf, bewaffnet mit Büchsen und Revolvern, eines harten Kampfes gewiss. So behutsam wir ritten, unser Kommen war verrathen, ehe wir uns noch dem Lager der Schwarzen näherten, und da hiess es *saive qui peut*, und so liefen denn die Männer, ganz unbekümmert um Frauen und Kinder in grösster Eile über die Ebene zum Creek, warfen sich hinein, schwammen hindurch und verschwanden hinter den drüben liegenden Sandhöhen; die Weiber mit Kindern und allerlei Habe gepackt waren bald eingeholt und umringt. Ich glaube,

die armen Geschöpfe dachten, ihre letzte Stunde sei gekommen. Indessen so wenig ich für die Sicherheit dieses oder jenes der Männer hätte ein- stehen mögen, hätten wir sie erreicht, — so wenig Grund hatte ich zu glauben, dass einer meiner Leute seine Hand gegen eine Frau erheben würde. Wir bedeuteten sie umzukehren. Zitternd und leise klagend marschirten sie zum Lager zurück. Dort befahl ich ihnen, einen Haufen Reisig zusammenzutragen und alle ihre Habseligkeiten — es waren nicht viele — daraufzulegen. Ein paar Waffen, in der Eile zurück- gelassen, behielt ich für mich, aber das übrige: Mulden, schmierige Netze, Gürtel, Fellschürzen und Fellmäntel, und — last but not least — die kleinen gestrickten Netsäckchen mit Zauberknöcheln und rothem Ocker, alles das wurde auf den Scheiterhaufen gelegt. Ohne Zögern und Widerstreben gehorchte man meinem Befehle, die ganze Gruppe stand schweigend herum. Aber als die Flammen emporschlängelten und die klägliche Habe ergriffen, als sie daran dachten, dass das Verbrennen dieser Zaubermittel den Tod so vieler, vielleicht Verwandten, Ehegatten, Kinder etc. herbeiführen müsse, da erhob sich ein Jammern und Klagen, das ihre natürlichen Beschützer in ihrer sicheren Entfernung ohne Zweifel erreichte. Wahrscheinlich meinten jene, dass ihre so feige ver- lassenen Ehehälften und Sprösslinge unter unsren Kugeln und Messern fielen. Aber mit intensiver Aufmerksamkeit waren die Augen unserer Schwarzen auf die glühende Masse geheftet. Und ehe wir es uns ver- sahen, da griffen begierige Hände hinein, die Brandwunden nicht achtend, um die Amulette aus dem feurigen Ofen zu retten, denn was waren diese Schmerzen und Wunden gegen den gewissen Tod, der ihnen und andern bereitet wurde. Indess Strafe musste sein! Und ich blieb, bis jeder Knochen zu Asche verzehrt war. Dann wandten wir unsere Pferde und verliessen den Platz. Ich war neugierig und auch besorgt, was für Folgen das Auto da Fe für die Bewohner nach sich ziehen möge. Aber so viel ich auch fragte, ich habe nie erfahren können, dass irgend jemand in nächster Zeit ein Leid zustiess, das mit dem Vor- gang in Verbindung zu bringen wäre. Und ich kann wohl sagen, ich war sehr froh darüber. Denn bei dem Lichte der Unparteilichkeit angesehen war doch die Handlungsweise der Eingebornen nur gerecht- fertigt. Was sie gethan hatten, war das, was sie nach ihren Begriffen von Recht und Pflicht thun mussten. Sie wollten dem fremden Eindring- ling, der ihre Jagdgründe zu seinen Weidegründen machte, zeigen, dass seine Rinder dort nicht leben könnten, wo ihre Jagdthiere leben mussten, wenn sie selbst leben sollten. Und sie bedienten sich der legitimsten Mittel dazu. Sie beugten sich, so lange sie mussten; sie benutzten die günstigste Zeit, als sie kam. Was konnte richtiger und verständlicher sein?

Wenige Wochen nachher kehrte ich dem Cooper und dem Busch, der Wildniss überhaupt für immer den Rücken, indem ich meine Heerde den Strelezki hinunterführte. Die Fluth hatte ihn nicht erreicht. Nur an wengen Stellen war dürftiges Wasser, und schlimmer als alles traten uns Salzlachen, verführerisch für die dürstenden Thiere aber gefährlich, am untern Laufe entgegen. Aber ich löste damit ein Problem, wichtig für die Ansiedlung Australien's, und bewies, dass auch in dürren Jahren es möglich ist, aus jener weiten Ferne über wüste, abgeweidete Strecken Viehtransporte bis zur Hauptstadt von Südaustralien zu bringen, und eröffnete somit dem Squatterstande eine neue Aussicht auf Weide und Erwerb, eine Aussicht, die schon seit Jahren zur vollen gewinnbringenden Realität geworden ist.

Bericht über die Wüste Atacama, ihre geologische Beschaffenheit und ihre mineralischen Produkte.¹

Von

A. Pissis.

(Uebersetzt von Karl Rudolph in Santiago de Chile.)

I. Allgemeine Uebersicht.

Gewöhnlich betrachtet man die Wüste Atacama als eine ausgedehnte Ebene, die zwischen 2 Cordilleren eingeschlossen ist, der Küsten-Cordillere und der der Andes. Diese Auffassung ist durchaus nicht genau. Der innere Theil der Wüste besteht nicht lediglich aus Ebenen; er enthält ausserdem zahlreiche Höhenzüge, die sich von der einen Cordillere bis zur andern ausdehnen und ihn in grosse hydrographische Becken zerlegen, welche von Querketten begrenzt sind. Die Richtung dieser Ketten ist annähernd die von Nordwest nach Südost.

Zwischen dem 23. und 27. Breitenkreis liegen vier von diesen Becken, in denen man noch die Betten der alten Flüsse sieht, welche diese ausgedehnten Gegenden bewässerten. Das nördlichste umfasst den ganzen Raum, der im Norden abgeschlossen wird durch die Berge von Naguayan, Caracoles und Atacama; im Osten ist es begrenzt durch den Theil der Cordillere der Andes, welcher sich von dem Vuacan

¹ Erschienen spanisch, Juli 1877, im Diario oficial, dem officiellen Blatt der chilenischen Regierung.